

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Die sieben Siegel	81
Amerizana. Von Eduard Goldbeck	86

—
Nachdruck verboten.
—

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.
Verlag der Zukunft.
Wilhelmstraße 3a.
1915.

Abonnementspreis (vierteljährlich 13 Nummern) M. 5.—, pro Jahr M. 20.—; unter Kreuzband bezogen, Deutschland und Oesterreich M. 5.65, pro Jahr M. 22.60; Ausland M. 6.30, pro Jahr M. 25.20. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten entgegen sowie der **VERLAG DER ZUKUNFT, BERLIN SW. 48, Wilhelmstr. 3a, Fernspr. Lützow 7724.**

Alleinige Anzeigen-Aannahme der Wochenschrift „Die Zukunft“ nur durch **Max Kirateln,** Berlin SW. 68, Markgrafenstr. 59. Fernsprecher Amt Zentrum 10 809 u. 10 810.

Everth & Mittelmann, Bankgeschäft,

Gegr. 1875.

BERLIN C. 19, Petriplatz 4,

Gegr. 1876.

an der Gertraudenstrasse.

Wir kaufen und verkaufen im freien Privatverkehr sämtliche in- und ausländischen Staatsanleihen, Pfandbriefe und Eisenbahn-Obligationen.

Das Mittel gegen
Zuckerkrankheit

Siebensol

gesetzlich
geschützt

erprobt, wirksam, unschädlich,
in allen Apotheken erhältlich,
Prospekte gratis. Alleiniger Fabrikant
Chem. Fabr. Apoth. Hans Sachs & Co., Berlin W. 68.

Ich bin Käufer von deutschen Kreis- u.
Stadtanleihen

u. and. deutsch. Rentenwerten, ferner v.
Pfandbriefen und Obligationen deutscher
Hypothekenbanken zu kulantem Kurse.
T.-A. Zehlen-
dorf 920 u. 922. **Max Oske,** Zehlendorfer
Wannsee.

Kolzhäuser, zerlegbar,
transportabel,
liefert Ia

H. & F. Dickmann, Berlin W. 57.
Ca. 1500 Bauten ausgef. Prosp. kostenfrei.

Mitscher im Garten Krebse Erdbeerbowle

Französische Strasse 18

Berliner Zoologischer Garten

Grossartigste Schenswürdigkeit der Welt!
Grösste u. schönste Restaurationsanlage der Welt!

Täglich grosses Konzert.

Neu! AQUARIUM mit Terrarium
u. Insektarium.

Dienstbach & Moebius, Bankgeschäft.

BERLIN W. 56, Oberwallstrasse 20.

Gegr. 1869

Tel. Centr. 2035 5904 11 395.

Gegr. 1869

An- und Verkauf von Wertpapieren.
Vermögens-Verwaltungen. — Vermittelung von Hypotheken und Grundstücken.

An- und Verkauf von Wertpapieren im Privatverkehr!

Mosse & Sachs

Bankgeschäft

Berlin NW. 7, Unter den Linden 56

Fernspr.: Zentrum 12400-12402.

Telegramme: Samosbank

Filliale: Kurfürstendamm 193/194, im Hotel Cumberland.

Fernsprecher: Steingplatz 9634-9635.

Stahlkammer mit Safenanlage.



Berlin, den 10. Juli 1915.

Die sieben Siegel.

Bellerophon.

Vom Schlachtfeld bei Waterloo ist Napoleon am zwanzigsten Juni 1815 nach Paris zurückgeehrt; um zu retten, was noch rettbar scheint. Mit verstaubtem Rock und speckig glänzender Haut leuchtet er, fast ohne Athem, in den Elysäischen Palast. Zur Kammer möchte er reden; mit Stachelworten sie, einmal noch, in Entschlußkraft aufpeitschen. Sie will nichts hören. Erbittet die Abdankung. Fouché, einst das Haupt der Polizeischnüßler, jetzt der Provisorischen Regierung, und Oesterreichs Staatskanzler Metternich bürgen für die Thronfolge des kleinen Napoleon. „Mein politisches Leben hat geendet und ich verkünde die Thronbesteigung meines Sohnes.“ Der Entfrönte scheint ruhig. Spazirt im Garten und antwortet im Ton heiterer Gelassenheit den Bürgern, die, ihren Kaiser vom Rücktritt abzumahnern, über die Mauer geklettert sind. Der Drang der Menge schwillt an. Jerome, Joseph, Lucian fürchten, die Regierung, die schon Zurückhaltung fordern ließ, trachte dem Bruder ans Leben oder wolle ihn dem Feind ausliefern. Bonaparte geht, mit Las Cases, nach Malmaison, wo er, vor dem unglücklichen Feldzug, in wehmüthig ahnungsvoller Erinnerung an Josephine einen halben Tag verträumt hat. Durch Kammerbeschluß ist Napoleon der Zweite Kaiser der Franzosen und bis zu seiner Mündigkeit die Staatsgeschäftsleitung einer Regentschaft anvertraut. Der Feind rückt vors Thor der Hauptstadt (wo Davout, als Oberbefehlshaber, noch über siebenzigtausend Mann ver-

fügt); in elf Tagen ist Blüchers Heer von dem belgischen Schlachtfeld bis nach Gonesse, dicht bei Paris, gelangt. Wenn der Kaiser an die Spitze des Heeres zurückkehrte? Allzulaut ist auf allen Landstraßen noch der Ruf: „Vive l'Empereur!“ Die Regierung beschließt, den gefährlichen Mann durch den Generallieutenant Becker und eine Abtheilung der Gensdarmes überwachen und so schnell, wie es ohne Gewaltanwendung möglich ist, aus der Gährungszone wegbringen zu lassen. Wohin? „Im Hafen von Rochefort sind zwei Fregaten seelrar zu machen, die Napoleon Bonaparte in die Vereinigten Staaten von Amerika bringen sollen.“ Am nächsten Tag kommt der Gegenbefehl: „Zuerst nach der Insel Alg.“ Becker (den Fouché, als einen vom Kaiser Gefrönten, für das Wächteramt erwählt hat) meldet sich; so ehrfürchtig, als stünde er vor dem noch in Allmacht Regirenden. Bonaparte erbietet sich, als einfacher General, ohne Fürstenrang, die Truppen gegen den Feind zu führen. „Ich werde Blücher schlagen.“ Da die Regierung den Antrag ablehnt, verläßt er, am neunundzwanzigsten Juni, La Malmaison. Oberhofmeister Bertrand soll für Bücher sorgen; aus der pariser Bibliothek Werke über Kriege und Kriegskunst, über Amerika und Egypten, alle Jahrgänge des „Moniteur de l'Empire“, die beste Encyclopädie und die brauchbarsten Wörterbücher kommen lassen. In Saintes wird der Zug von jakobinischem Vöbel überfallen, das Gefolge bezichtigt, den Staatsschatz mitgeschleppt zu haben, in ein Wirthshaus gesperrt; durch das Drängen treuer Landleute aber befreit. Bonaparte ist nicht belästigt worden. Am dritten Juli, morgens, kommt er in Rochefort an, wo ihn General Gourgaud erwartet. Er legt die Uniform ab und zeigt sich, vom Eöller der Seepräfectur (die nun, wie jedes Haus, in dem der Kaiser weilte, „Schloß“ heißt), im Bürgerrock der Menge. Er ist still, kalt; scheint von dem Sturm des Ereignisses kaum gestreift. Ein Marinelleutenant und ein Schiffsführich erbieten sich, auf einer Vinnasse den Kaiser zu retten. Ein junger Franzose, der eine dänische Brig führt, will ihn nach Amerika bringen. Nein. Am achten Juli, zehn Minuten nach Fünf, scheidet er vom Festland Frankreichs. Ist der Traum der hundert Tage, hundert Nächte ausgeträumt? Von der Küste winkt eine dichte Schaar dem Hasenboot nach, daß ihre Hoffnung durch die starke Brandung trägt. An Bord der „Saale“ wird Bonaparte mit den seinem Rang ziemenden Ehren

empfangen; Salut hat, in seinem Auftrage, Gourgaud verboten. Der muß bei ihm bleiben, bis der Schlaf sich des im Tiefsten nun doch Erschütterten erbarmt; und wird um vier Uhr früh schon wieder in die Kabine gerufen. Landung auf der Insel Mr. Massenjubel; wie bei der Abfahrt aus Rochefort. Festungswerke und Geschütze werden besichtigt. Der Seepräfect bringt den Befehl der Provisorischen Regierung: Weiterfahrt binnen vierundzwanzig Stunden. Trübsal auf allen Stirnen. Der Kaiser riegelt sich ein. Soller bleiben, sich in Widerstand waffnen, nach Bordeaux fliehen, in die Vereinigten Staaten entschlüpfen? Das Vernünftigste ist wohl, zunächst die Absicht der Engländer zu ergründen. Laß Cases klettert an Deck des englischen Kriegsschiffes „Vellerophon“. Verdächtiger Name. So hieß der Sisyphosentel, der, wie Jakob's Sohn Joseph, sich gegen Verführung sträubte, von der Enttäuschten deshalb des Angriffes auf ihre Frauenehre geziehen und, mit einer Tafel, deren Geheimschrift ihn als des Todes würdig bezeichnete, an ihren Vater gesandt wurde. Der war redlicher als die buhlsüchtige Königin von Tyrus; wollte den Gast nicht meucheln und schickte ihn, um der lieben Tochter doch ein Bißchen willfährig zu sein, auf die Reise ins Abenteuer. Vellerophon zähmt den Pegasos, tötet die Feuer spielende Chimaera und besiegt die Amazonen. Solchen Hauptkerl will der Vulkankönig, der geilen Anteia zum Troß, halten: giebt ihm die jüngere Tochter zur Frau und führt ihn zum Mitregenten. Der in Macht Gestiegene möchte sich an der bösen Schwägerin rächen; heuchelt ihr Liebe, schmeichelt sie auf seinen Pegasos, schwingt sich hinter sie und stürzt die Jammernde bei Melos ins Meer. Den Uternden, vom Erfolg Trunkenen hat, auf dem steilen Weg auf den Grat des Olympos, die Hybris gepackt und geblendet. Irr streift er, Menschenhasser und von den Göttern gehaßt, bis an seines Lebens Ende durch ödes Land. Denkt Laß Cases daran? Ahnt er, daß der Geleitschein, den er holen will, seinem Herrn zum Vellerophonsbrief werden könne? Er birgt, daß er Englisch versteht; kann aber, mit aller List, von den stocksteifen Briten nichts irgendwie Günstiges erlangen. Geleitscheine nach Amerika hat die Admiralität bisher nicht geliefert; die Parlamentärflagge würde das Schiff, das den Kaiser ins Freie tragen wollte, nicht vor der Beschließung schützen; er solle nach England gehen, wo man ihn gut behandeln werde. Die Falle ist aufgestellt. Und zugleich kommt

aus Paris die Meldung, daß der Bourbonkönig seit dem achten Juli wieder in den Tuilerien thront. Der tüdische Fouché hat, zum hundertsten Mal, sein Wort gebrochen: sich mit Wellington verständigt, den Kammerbeschuß, der dem Sohn Bonapartes die Krone sicherte, entkräftet, mit König Louis heimlich und stink gezettelt und ihn, nach der Zusage allerhöchster Dankbarkeit und Gunst, unter dem Schuß britischer Bayonnettes in die Hauptstadt eingeschmuggelt. Zweite „Restauration“ des angestammten Herrschergeschlechtes. Und wirklich nun das Ende der bonapartistischen Herrlichkeit?

„Vive l'Empereur!“ Noch tönt's vom Strand der Insel und von den Fregaten „Saale“ und „Medusa“. Begeisterung Verzweifelnernenn'ts Gourgaud. Mit vollen Segeln naht der „Bellerophon“. Sein Geschütz donnert. Um den Einzug der Verbündeten in Paris zu feiern? Bonaparte haust in der Wohnung des Platzkommandanten. Soll er Flucht versuchen oder sich den Briten ergeben? (Die hat er nicht immer gehaßt. Noch auf Sankt-Helena spricht er zu Montholon: „Die Engländer sind uns überlegen. Mit einem englischen Heer hätte ich die Welt erobert und seine Zucht hätte sich auf dem langen Weg nicht gelockert. Nach zehn Niederlagen von der Art der bei Waterloo erlittenen wäre mir nicht ein Mann, nicht eine Parlamentsstimme entlaufen, wenn ich Englands Vertrauensmann, nicht Frankreichs, gewesen wäre; und ich hätte das Spiel schließlich gewonnen.“) Gourgaud fürchtet, daß jedes kleinere Schiff angehalten, der Kaiser gefangen und in den londoner Tower gebracht würde. Savary, Herzog von Rovigo, ist für Flucht. Auch General Lallemant. Auf dem dänischen Schiff, das Branntwein geladen hat, sind nur vier Matrosen; der französische Kapitän Besson hat alle Papiere in Ordnung, einen giftigen Paß und kann vier Personen verstecken. Abgemacht. „Ich gehe nach Amerika. Dort werde ich als schlichter Bürger leben. Rückkehr, wie von Elba, ist unmöglich. Bis man drüben eine zuverlässige Nachricht hat, vergehen zwei Monate. Die Engländer würden mich anständig behandeln. Gerade dadurch aber würde ich erniedrigt. Ich bin Mensch, kann den Gedanken, unter Totfeinden zu leben, nicht ertragen und fühle, daß die Geschichte mich, weil ich in den Vereinigten Staaten meine Freiheit suche, nicht verurtheilen wird. Fällt unser Schiff in die Hand der Engländer, dann bleibe ich Herr meines Schicksals und kann mich töten. Gestern

wollte ich, abends, auf den englischen Kreuzer gehen und rufen: „Weil ich zur Zerstückung meines Vaterlandes nicht mitwirken mag, suche ich hier Zuflucht, wie Themistokles that.“ Doch mein Entschluß wurde nicht fest.“ Gourgaud fängt ein Vögelchen, das sich ins Zimmer verirrt hat, und heißt es ein Glückszeichen. „Des Leides ist ringsum genug. Lassen Sie es frei. Aber wir wollen, wie römische Auguren, genau nun auf den Vogelflug achten.“ Das Thierchen fliegt rechtwärts. „Richtung nach dem englischen Kreuzer, Majestät!“ Alles vergebens. „In Amerika kann ich, wenn Langeweile sich mürrisch meldet, tausend Meilen weit fahren. Und werde nie an Rückkehr denken.“ Trauriges Nachtmahl. Das Gepäck wird auf die Dänenbrig gebracht; dem Gefolge aber vorgetäuscht, der Kaiser wolle sich den Briten ergeben. In der vierten Stunde nach Mitternacht fahren Las Cases und Lallemand mit der Parlamentärflagge wieder nach dem „Bellerophon“ hinüber. „Um seinen Landsleuten neuen Bürgerkrieg zu ersparen, will der Kaiser sich selbst verbannen. Muß England solchen Edelmuth, der den Friedensschluß erleichtert, nicht mit würdiger Behandlung lohnen?“ Wird es auch, sagt Kapitän Maitland; „Englands Volk läßt sich in edler Gefinnung nicht übertreffen und wird gern dem Kaiser gewähren, was ihm gebührt.“ Rückfahrt. Berathung in der Kommandantur. Fünfzehnhundert Seesoldaten wären zu haben; die Besatzungen von Rochefort und La Rochelle zu gewinnen; aus der Vendée Zuläuser zu hoffen. Was aber vermöchte solches Häuflein gegen die halbe Million des Vierbundes? Der Thron von Frankreich ist besetzt und der König mit Bonapartes Feinden einig. Bürgerkrieg wäre nutzlos blutiger Frevel. Alle Stimmen weisen nach England. An dessen Prinz-Regenten schreibt, noch auf Siz, der Kaiser: „Königliche Hoheit! Als ein von den europäischen Mächten und von der Parteiwuth, die mein Land zerfrißt, Angefeindeter scheid' ich aus dem politischen Leben und suche, nach dem Beispiel des Themistokles, Zuflucht am Herd des Britenvolkes. Ich stelle mich unter den Schutz seiner Geseze und bitte Eure Königliche Hoheit, als den mächtigsten, hartnäckigsten und edelsten meiner Feinde, mir diesen Schutz zu gewähren.“ Gourgaud soll den Brief nach England bringen; dort ein Landhaus miethen und ausbedingen, daß Bonaparte nicht bei Tag in London ankommt und nicht gezwungen wird, in eine englische Kolonie zu gehen. An Bord

der Korvette „Staney“ reist er ab. Kommt nach Plymouth; doch nicht nach London. Darf auch nicht zu Lord Keith, dem Chef der Kanalslotte, sprechen. Gar nicht an Land. Die Korvette segelt nach Torbay. Dort ankert der „Bellerophon“, den Napoleon Bonaparte am vierzehnten Juliabend betreten hat. Als freier Gast des britischen Volkes, glaubt er; und fühlt nun, daß er Gefangener ist.

Noch nicht mit schmerzhafter Deutlichkeit. Er empfängt Gourgaud sofort; hört, daß der Brief nicht abgegeben worden ist; hofft aber, daß der versprochene Eingriff des Admirals Hotham leidlicheren Zustand erwirken werde. Die Offiziere sind artig. Einer nur, Korvettenkapitän Gambier, wird beinahe grob, als Bertrand's Frau ihn gebeten hat, ihr seine neue Zeitung zu leihen. Uebles Vorzeichen. Ein Trost: die Fülle der freundlich Neugierigen, die den Kaiser sehen möchten und deren Boote das Schiff umringen. Sogar Früchte werden an Bord geschickt. Das paßt dem Befehlshaber nicht. „Kein Verkehr mit dem Festland!“ Barsche Worte und Flintenschüsse verscheuchen die Boote. Sechszwanzigster Juli: Ankunft vor Plymouth. Bonaparte ist seit fünf- unddreißig Tagen nicht mehr Kaiser, seit elf Tagen auf See: und weiß noch nicht, wie die nächste Zukunft sich ihm gestalten wird. Bewaffnete Boote sperren den Kreuzer von jedem Verkehr ab. Lord Keith kommt nicht an Bord, sondern befiehlt den Kapitän Maitland zu sich an Land. Der kehrt mit unwidlicher Stirn zurück; ist schweigsam und antwortet auf die Frage, weshalb sich, dicht an Back- und Steuerbord des Kreuzers, zwei Fregaten vor Anker gelegt haben, nur: „Befehl der Admiralität.“ Morgens geht er wieder an Land, nimmt, auf Bonapartes Wunsch, den Themistokles-Brief mit und erzählt nach der Rückkehr, der Admiral werde kommen, aber ohne Geschüßsalut empfangen werden: damit ihm nicht höhere Ehre zufalle als Seiner Majestät. Das schmeckt dem Ohr des Machtlösen. Gestern hat böses Gerücht sich in die Kabinen geschlichen. „In den Tower gehst!“ „Nein: nach Saint-Helena. Und die zwei Fregaten befördern die Wachmannschaft.“ Bonaparte ist ruhig geblieben. „Aus freiem Willen bin ich hier. Was ich mir ausbedungen habe, sagt mein Brief an den Prinz-Regenten. Mein Vertrauen mit schnödem Betrug erwidern: thörichter Klatsch!“ Heute ist heiterer Himmel. Das Meer von Vergnügungsbooten bedeckt. Tausende. Ganz England, sagt

Las Cases, scheint nach Plymouth zu pilgern. Musik. Die Häupter lüften sich. Viele Männer, Frauen, Kinder winken mit der rothen Nelke, des Kaisers Blume. Von hundert Lippen grüßt Heißwunsch den Mann, der um Fünf an Deck steigt. Nur: aus den Zeitungen schallt anderer Ton; hämischer, der bis in plumpe Verleumdung sinkt. Endlich, am Achtundzwanzigsten, kommt Keith. Ist sehr höflich; bleibt aber nur zwanzig Minuten beim Kaiser. Am letzten Julitag bringt er den Unterstaatssekretär Bunbury mit, der einen Erlaß der britischen Regierung überreicht. „Gegen unser Land und gegen die Verbündeten des Königs würden wir die wichtigste Pflicht verletzen, wenn wir dem General Buonaparte irgendeine Möglichkeit ließen, noch einmal den Frieden Europas zu stören. Da diese Erwägung jeder anderen vorangehen muß, kann die Freiheit des Generals nicht unbeschränkt bleiben. Als Aufenthaltssort haben wir für ihn die Insel Sanct Helena erwählt, deren Klima gesund ist und deren Lage die Sicherung der Person ohne allzu unbequeme Vorsichtsmaßregeln ermöglicht. Drei Offiziere aus dem Gefolge (nicht Savary noch Lallemand) und der Chirurg Maingaud dürfen den General Buonaparte begleiten; dann aber nicht ohne Erlaubniß der englischen Regierung die Insel verlassen. Contreadmiral Sir Georges Cockburn wird den Transport leiten und in ein paar Tagen zur Ausreise fertig sein.“ Das Bergromanenblut schäumt auf. „Lieber den letzten Tropfen hier, auf der Stelle, versprizen, als in solche Schmach schreiten! Weh England, wenn es mir so die größte Huldigung vergilt, die zu erfennen war!“ Der Admiral bittet, ihm die Weigerung schriftlich zu geben; und empfängt ein Blatt, auf dem, ungefähr, steht: „Ich bin Gast, nicht Gefangener. Lieber den Tod als Sanct-Helena.“ Savary und Lallemand rufen, auch schriftlich, den Schutz der Britengesetze an (werden aber nach Malta, ins Fort Manuel, gebracht). Nach dem Sturm wird der Korse rasch wieder still. Schon am ersten Augustabend fragt er Las Cases, ob er auf ihn, als Begleiter, rechnen dürfe; und scheint von der Zusage erfreut. Am zweiten sagt er: „Ich muß wohl hin. Manchmal, freilich, packt mich die Lust, ein Ende zu machen. Dann könntet Ihr in Eure Familien heimkehren. Bedenken würden mich nicht hindern. Ich glaube nicht an Bestrafung im Jenseits; meine Vorstellung von Gottes grenzenloser Güte widerspricht ihr. Und warum sollte Gott den Wunsch,

schnell in sein Reich zu gelangen, hart strafen? Dennoch: man darf sich nicht von seinem Schicksal wegstehlen, sondern muß mit ihm ringen.“ („Im Widerstand gegen Seelenqual zeigt Mannesmuth sich eben so leuchtend wie in feindlichem Feuer; wer sich tötet, um nicht länger seelisch zu leiden, gleicht dem Feigling, der vor dem Sieg vom Schlachtfeld läuft“: im Floreal des Republikanerjahres X hats der Erste Consul, nach dem Selbstmord zweier Grenadiere, in einem Armeebefehl gesagt.) „Ich werde mein Erlebniß darstellen. Arbeiten! Nur mit der Sichel der Arbeit sind die Halme der Zeit zu schneiden. Es wird gehen!“ Er ist ruhig, scherzt über die Frau des Großmarschalls Bertrand, die ihrem Mann, dem General Gourgaud und Anderen wüste Vorwürfe macht und sich (ein Hohn auf den Männergedanken an Selbstmord) ins Wasser stürzen will, und ergötzt sich an der Menge rother Neifen, die von der Küste und aus den Booten über die Rheebe hin glühen. Wie Hoffnung. Kann Verrath heimisch werden, wo ernste Treue wacht?

Im Grau des vierten Augustmorgens werden die Anker gelichtet. Englische Zeitungen haben angekündet, General Buonaparte werde an Bord des „Northumberland“ übersiedeln. Der, heißt's, wird noch in Portsmouth armirt. Wohin also die Fahrt? Der Kaiser läßt sich nicht sehen und will nicht speisen. Gewisser: „Er hat sich vergiftet.“ Nein. Las Cases schreibt, im Kanal, den an Reith gerichteten Protest des Kaisers nieder. „Vor Gott und Menschheit verwahre ich mich hiermit feierlich gegen die Verletzung meiner heiligsten Rechte und gegen die Gewalt, die mich der Freiheit beraubt. Aus freiem Willensentschluß bin ich an Bord des ‚Vellerophon‘ gekommen, dessen Kapitän mir sagen ließ, er sei von seiner Regierung angewiesen, mich, wenn ich's wünsche, nach England zu bringen. Galt also bin ich, nicht Gefangener. In gutem Glauben habe ich mich unter das Gesetz Englands gestellt, dessen Boden ich betrat, als ich auf dieses Schiff stieg. Bin ich von der Regierung, die den Kapitän zu Empfang und Versprechen anwies, in eine Falle gelockt worden, dann hat sie selbst ihre Flagge besudelt und ihre Ehre verthan. Nie wieder dürften Briten dann mit ihrem Wiederfinn, mit der Geltung von Recht und Freiheit in ihrer Heimath prahlen. Die Gastfreiheit auf dem ‚Vellerophon‘ würde den Glauben an Britentreue für immer verschütten. Getrost erwarte ich den Spruch der Geschichte. Ein Feind, wird sie sprechen,

der zwei Jahrzehnte lang England bekämpft hatte, kam, freiwillig, im Unglück an Britanniens Herd; dadurch, daß er sich unter den Schuß englischen Gesetzes stellte, gab er den stärksten Beweis von der Achtung und dem Vertrauen, die er dem alten Feind entgegenbrachte. Und wie vergalt England den hochherzigen Entschluß? Es heuchelte dem Feind Gastfreundschaft, streckte ihm die Hand hin und stieß ihn, da er eingeschlagen hatte, ins Verderben! Er zögert; unterschreibt dann: „Napoleon“. Am Sechsten, nach einem Tag rauher Dünung und allgemeiner Seekrankheit, geht das Schiff vor Anker. Bunbury, Cockburn, Keith kommen an Bord. Regierungsbefehl: „Den Franzosen sind alle Waffen abzunehmen. Nach der Ueberführung auf S. M. S. ‚Northumberland‘ hat Sir Georges Cockburn das Gepäc des Generals Buonaparte genau zu untersuchen. Bücher, Weine, Möbel sind durchzulassen; auch Silberzeug, wenn sich in den Alltagsbedarf einschränkt und nicht als ein Vermögensgegenstand erscheint, dessen Erlös den Eigenthümer bereichern könnte. Gold, Werthpapiere, Diamanten sind auszuliefern; die Regierung Britanniens zieht sie nicht etwa ein, sondern nimmt sie nur in Beschlag und Verwaltung; thäte sie es nicht, so würde dem Gefangenen die Flucht erleichtert. Kapital und Zinsen sollen nur für die Person des Generals und für seine Begleiter verwandt, seine Verfügungswünsche nach Möglichkeit erfüllt, die Verwaltungskosten von der Königlichen Schatzkammer getragen und nach dem Tode des Generals alle Testamentsbestimmungen bis ins Kleinste pünktlich ausgeführt werden. Aus dem Gefolge hat der Admiral drei Offiziere mitzunehmen, die sich aus freiem Willen dazu melden und bereit sind, sich jeder zur Sicherung des Gefangenen nothwendigen Vorschrift zu fügen. Ein Fluchtversuch des Generals würde mit Gefängniß bestraft; die selbe Strafe träfe den Begünstiger. Briefe, die der General und seine Begleiter schreiben oder die an sie gerichtet sind, hat der Admiral oder der Gouverneur der Insel vor der Auslieferung zu prüfen. Die für wichtige Entscheidung zuständige Stelle ist nur die Regierung Seiner Majestät. Wünsche und Beschwerden des Generals sind in unverschlossenen Schriftstücken einzureichen, damit der Admiral oder Gouverneur die ihn nöthig dünkenden Bemerkungen daneben setzen kann.“ Langwieriges Hin und Her über Wahl und Zahl der Begleiter. Beschluß: Bertrand, Gourgaud,

Montholon und Las Cases (als Geheimschreiber, also Civilist) gehen mit. Jeder Offizier erhält einen Gurt, der sechzehntausend Francs birgt. Ein Ledersäckchen mit dem Halsband, das Königin Hortense, vor der Abreise von Malmaison, dem Kaiser gab, steckt er heimlich dem treuen Las Cases zu, der das zweihunderttausend Francs werthe Schmuckstück auf seinem Leib verwahrt (bei der Abfahrt von Longwood dann vergißt, es aber, sogar durch einen Engländer, an den Kaiser zurückliefern kann). Er trägt auch den Protest zu Keith. Der („ein schöner alter Mann von den feinsten Umgangformen“) ist ungemein artig, lehnt aber Verhandlung ab und sagt schriftlichen Bescheid zu. Graf Las Cases, der selbst Seeoffizier war, bringt danach noch allerlei Beschwerde vor. Den Kaiser empöre der Gedanke an die Durchstöberung seiner Habe; am Liebsten würde er sie ins Meer. Seine Beine seien angeschwollen und die Seefahrt könne ihm gefährlich werden. Kapitän Maitland habe arglistig gehandelt. Nun erst wird Keith wild. Maitland sei kein Tropf und kein Wicht. Was die Regierung angeordnet habe, müsse geschehen. Ist nicht besondere Ehre, daß der General Buonaparte, als der Einzige, seinen Degen behalten darf? Coxburn kommt mit einem Steuerbeamten zur Gepäckuntersuchung. Achtzigtausend Francs werden in Beschlag genommen. Gourgaud bittet, seinen Diener behalten zu dürfen, und hört aus Coxburns Mund: „So sind die berühmten französischen Offiziere: schon der Verlust eines Dieners dünkt sie unerträglich!“ Um Eins: Abschied von Savary (der das Geld im Gurtbeutel behalten soll), Laslemand (dem die Ladung des Dänen, im Werth von dreißigtausend Francs, zufällt), vom „Belleroophon“. Maitland lehnt eine kostbare Tabakdose ab; der Erste und der Zweite Offizier nehmen Pistolen an. Eine Schaluppe fährt das Menschenhäuflein an den „Northumberland“. Alle Matrosen auf Deck. Auch vier Abgeordnete. Der Kaiser grüßt freundlich, bleibt oben, plaudert mit den Offizieren und Parlamentariern, speist, mit seinen Begleitern, um Sieben; hört, daß ein Rutter ein Boot mit Schaulustigen überfahren hat und zwei Menschen ertrunken sind; und geht um Elf schlafen. Das Schiff segelt, unter Coxburns Admiralsflagge, nach Sankt-Helena. In den Kerker.

Die Bordwohnung ist nicht schlecht. Schlafzimmer (mit dem gewohnten Feldbett), Speisesalon und das Hauptanrecht auf die

Benutzung des Schiffsaales. Aber: „Sie sind Kriegsgefangener, General!“ Nicht Kaiser. Nicht Einer, vor dem man die Mühe zieht und stramm steht. Das Gefolge verdoppelt die Zeichen der Ehrfurcht. Coxburn sagt: „Die demüthige Anhänglichkeit dieser Leute wird ein Engländer nie verstehen, nie anders als mit Verachtung und Ekel betrachten.“ Bonaparte wollte sich in Amerika Oberst Duroc oder Muiron nennen. „Daß ich hier nur als General angeredet werde, kränkt mich nicht. Ich bleibe trotzdem, was ich bin.“ Dennoch verdrießt ihn; und er hat später selbst bekannt, daß er seitdem seinen Kaisertitel erst recht unterstrichen habe. Er hat entsagt? Am Ausgang des Aermelkanals knirscht er, in einer Gewitternacht: „In Egypten mußte ich bleiben! Arabien harret auf einen Mann. Ich hätte Judaea besetzt und wäre Herr des Erdostens geworden.“ Die Tage sind lang. Er liest viel, spielt Schach oder „Vingt-et-Un“, kleidet sich erst für die Hauptmahlzeit völlig an. Zu der erscheint stets der Admiral mit zwei Offizieren. In den Salons und im Feld hat sie nie länger als eine Viertelstunde gedauert; hier: anderthalb Stunden. Und Tafelmusik. Und englische Küche. Gräßlich. Er spricht wenig (Laß Cafes ist Dolmetsch) und eilt, wenn der Kaffee getrunken ist, auf Deck, wo er bis ins Dunkel spazirt. Tag vor Tag. Auf der Höhe von Lissabon werden vier französische Schiffe gesichtet. Befreier? Nein. Die einzige, ruhige Augustifreude: an seinem Geburtstag gewinnt Bonaparte, der fast immer verliert, im Spiel achtzig Napoleons. Ueber Madeira bläst der Strokko; rasch wird in Funchal Vieh und Geflügel, Früchte, Wein und Wasser eingeladen. Die Hitze wächst. Der General lernt Englisch; spielt Piquet und Wisth; beschäftigt sich mit Quadrat- und Kubikwurzeln, Gleichungen Zweiten und Dritten Grades; guckt dem Puzer zu, der den Säbel von Abufir, dann den vom Maifeld von Rostflecken säubert. Obwohl er schon über den Aequator hinausgekommen war, spendirt er, am Tag der Lienenübersegelung, den als Neptun, Amphitrite und Wasserhofgesinde verkleideten Matrosen hundert Napoleons; kann sie aber weder vom Schachmeister Bertrand noch von dem Admiral erlangen, der meint, fünf seien genug. Erinnerungen und Gedanken werden dikirt; Delfine und Haiische betrachtet; Fragen des Glaubens, der Geschichte und Naturwissenschaft erörtert. „Der Mensch ist das Kind der Atmosphäre und der Elektrizität.“ „Wa-

terloo? Wäre die Schlacht noch einmal zu schlagen!“ Vierzehnter Oktober: in der siebenten Abendstunde kommt Sankt Helena in Sicht. Wie aus düster verglimmendem Feuer starrt Bonapartes Blick ins Weite. Am nächsten Mittag kommt Oberst Wilks, der Vertreter der Indischen Gesellschaft, an Bord und berichtet, die Insel (die nun unmittelbar der Britenregierung unterstellt wird) habe über zweitausend Einwohner; darunter seien zwei Drittel Sklaven. Der Admiral rühmt die Lage des Städtchens Longwood. „Sie werden sich behaglich fühlen, General.“ Der schaut von Deck auf das jetzt nahe Land. Kahle Felsen. Ein eng eingeklemmtes Dorf. „Da soll ich wohnen? Wäre ich in Egypten geblieben! Heute wäre der ganze Orient mir unterthan. Diese Engländer wissen gar nicht, was Großmuth ist. Paoli war im Recht: sie sind Krämer!“ Nach der Landung: „Mein Häuschen, meine elende Hütte klebt wie ein Nest an durchglühtem Felsstein. Das Gefolge ist fern und wird, wenn es zu mir kommt, von einem englischen Soldaten geleitet. Brot, Butter, Del, Kaffee: Alles ungenießbar. Diese Schuste! Statt einer Kugel lange Todesqual. Nicht einmal den zu sichtbarem Mord nöthigen Muth bringt die Sippschaft auf. Und die Könige Europas, die mich Bruder nannten, dulden diese Schändung heiligen Herrscherrechtes! Als Sieger bin ich in ihre Hauptstädte eingezogen. Habe ich Einen von ihnen so behandelt wie England mich? Das kennt kein Völkerrecht; ist grausamer als der Wilde, der den Gefangenen tötet. Zehnmal lieber tot als an diesen elenden Fels geschmiedet. Ich werde stärker sein als mein Schicksal; mich hoch darüber hinaufschwingen. Doch der Befehl, mich niederzuschleßen, klänge mir wie frohe Botschaft von naher Erlösung. Weh mir, daß blindes, blödes Vertrauen mich auf den ‚Bellerophon‘, in die Fänge des treulosen Britenvolkes trieb!“

Wird der vierzehnte Julitag in Paris und London, in den Schützengräben Frankreichs und Flanderns gefeiert? Damals klappte die Falle zu. Jeanne d'Arc und Bonaparte. Die stärksten Genien Frankreichs hat England gebrochen. Das hätte solche That nie verziehen. Paris verzeiht. Deshalb: Entente Cordiale.

Während Blücher und Bülow von Süd, die Engländer von Nord her gegen die Hauptstadt vorgerückt waren, hatte Davout versucht, sein Paris zu reiten. Wozu noch Krieg, da die Kriegsursache, Napoleon, fort ist? Grolmans Preußenantwort lautet:

„Wir nützen unseren Sieg; und Gott hat uns dazu den Willen und die Mittel verliehen. Stürzen Sie, Herr Marschall, nicht abermals eine Stadt ins Verderben; denn Sie wissen, was der erbitterte Soldat sich erlauben würde, wenn er Ihre Hauptstadt mit Sturm genommen hätte. Wollen Sie die Verwünschungen von Paris eben so wie die von Hamburg auf sich laden?“ Um dritten Julimorgen ist Davout zur Uebergabe bereit. General Müffling kommt als Unterhändler und erlangt, was Blücher gewollt hat. Davout muß über die Loire zurückgehen. Die Hauptstadt muß zwei Millionen Francs und den Truppenlohn für zwei Monate zahlen. Auch das erraubte Gut, von dem danziger Memling bis zu den Handschriften der heidelberger Palatina, der Aphrodite und dem Apollino der florentiner Offizien, herausgeben. Zweiter Preuzeneinzug in Paris. Kein feierlicher; einzeln reiten diesmal die Regimenter in die Bürgerquartiere. Dann versammeln sie sich zum Gottesdienst. Den hat Gneisenau, das Generalstabshaupt, vorgeschrieben. „Ich erwarte, daß die Armee sich nicht durch Uebermuth entehren, sondern sich auch als Sieger menschlich und bescheiden betragen wird.“ Scharnhorsts Wort klingt nach. Der kühne Wägener hat auch andere Töne in seiner Brust. „So hoch hat Preußen noch nie gestanden. Welche Sprache es jetzt führen kann und muß, wissen Sie, Herr Staatskanzler, besser als ich. Weh Denen und Schande ihnen, die diese einzige Gelegenheit nicht ergriffen, um Belgien, Preußen, Deutschland für ewige Zeiten zu sichern. Napoleon muß ausgeliefert und vom Leben zum Tod gebracht werden. So will es die ewige Gerechtigkeit; so bestimmt es der Beschluß der verbündeten Mächte; so wird das Blut unserer getöleten und verstümmelten Brüder gerächt.“ Die Engländer sind vor der Stadt, beim Boulogner Gehölz, geblieben. Im Tuilerinhof lagern die Preußen. Dort sieht der achtzehnte Louis die braune, struppige Schaar. Keiner achtet des eingeschmuggelten Königs; kein Posten tritt vor ihm ins Gewehr. Blücher verschmäht seine Einladung. Und schreibt, in diesen Julitagen, an Friedrich Wilhelm den Saß: „Die Diplomaten sind anzuweisen, daß sie nicht wieder verlieren, was der Soldat mit seinem Blut errungen hat.“ Gneisenau fordert fürs Niederland den Festungsgürtel im französischen Flandern, für Deutschland den Elsaß, Lothringen und alles Land, dessen Flüsse sich in die Maas ergießen. „Geringeres darf nicht

geschehen: oder die Verachtung der Völker gegen ihre Regierungen wird gesteigert.* Stein fährt mit Goethe von Nassau nach ^{„über das Reich der Völker“} und wird von dort nach Paris gerufen. Wesentliches kann er nicht erreichen; überredet den Zaren Alexander immerhin aber in den Verzicht auf die Forderung, daß Frankreichs Gebiet unangetastet bleibe. Seine Mahnung, Deutschland allein müsse Deutschland retten, war verhallt. Nun sprachen Russen und, mit viel stärkerem Nachdruck, Briten mit. Die Inselmacht ist Richter und Überwalter auf dem Erdball, von dem keine Fußbreite ihr gehört. Die Engländer exerziren zwar nicht besonders gut und viele Ketten stürzen; doch die Bälle bei Lady Castlereagh sind herrlich und Wellington läßt, wenn er Gäste hat, bunte Lampen in die Baumkronen seines Gartens einhaken. Und die Catalani trillert, die Gosselin tanzt, wie der verwegenste Traum niemals ahnen ließ. Dennoch spürt der junge Kronprinz von Preußen das heftigste Heimweh. „Dieser große Sündenpfuhl! Dieses von Gott verlassene Land! Diese scheusälige Hauptstadt aller Gräuelt! Was sagst Du, theuerste Charlotte, zum Ende Napoleons? Gestern gabs weißes, rothes, grünes, gelbes und braunes Eis. Der Einzug der Gardien war göttlich. Ich war so glücklich! Die Kaiser vor ihren Regimentern. Die Großfürsten sind mir ein großer Trost hier. Besonders freundschaftlich ist Nikolaus. Wir stehen sehr gut, essen zusammen und Keiner, was das Beste ist, verschluckt eine Wahrheit. Der Krieg ist gewiß vorbei. Die französische Armee läuft nach den vier Winden, um sich in Räuberbanden zu bilden, und steckt alle Tage (so heißt es) andere Kolariden auf. Uns thut man hier die Ehre an, uns nicht ausstehen zu können. Von Theremins (des Dompfarrers) Predigt über den Fall von Paris bin ich seelentzündt gewesen. Welcher apostolisch fromme Eifer! Die scheußlich gottlose Stimmung der Franzosen über religiöse Dinge hat mir ein Bedürfnis gegeben, viel mehr, als ich immer habe, über fromme Dinge zu hören. Ich lese täglich in der Bibel. Das thut mir wohl. Heute giebt der russische Kaiser ein großes Diner, wobei auch wir sind. In ganz Elsaß und Lothringen habe ich niemals zu denken gewagt, weil ich weiß, wie es bei dergleichen Verhandlungen zugeht; und vielleicht wäre es auch nicht gut gewesen. Aber alle Grenzfestungen mußten durch-

aus genommen oder geschleift werden; und davon spricht kein Mensch als die Preußen, welches wieder unüberlegt und schädlich ist. Genug der vermaledeiten Politik!“ Bruder Wilhelm hat alle Bronzemedailen aus Napoleons Regierungzeit aufgekauft. Merkt im Louvremuseum an den Lücken, „wie sie gestohlen haben.“ Und schreibt: „Nöppel soll nach Sankt-Helena gebracht werden. Wieder eine feisige Insel. Als wir's hörten, sagten fast Alle: Da kommt er gewiß wieder. Davon bin auch ich überzeugt.“

Er kommt nicht wieder. Sitzt fest in Britaniens Falle. Der Fluch Bellerophons wirkt bis in helle Zeit. Der den Göttern verhaßte Menschenhasser irrt einsam, der von Ehrgeiz geblendete Genius, durch ödes Land. Doch den Ueberwältiger auch packt, da er altert, von Erfolg trunken ist und in Weltbeherrschung strebt, die Hybris und reißt ihn vom Grat. Der Geist der Zeiten. „Wer nicht von zweitausend Jahren sich weiß Rechenschaft zu geben, wohn' im Dunkel unerfahren, mag von Tag zu Tage leben . . .“

Des Kriegers Zahn.

Brief an den Herausgeber: „Durch Ihr ernstes Eintreten für die ärztliche Kriegsdienstleistung angeregt, erlaube ich mir die Bitte, auch einige gute Worte für den Zahnärzte-Stand sprechen zu dürfen. Heute, wo unser oft verkannter und noch nicht gebührend geschätzter Stand seine volle Kraft fürs Vaterland einzusetzen bestrebt ist, wo er tausend und abertausend durch Schüsse zerschmetterte Kiefer geheilt hat, verdient er, daß Sie sich seiner annehmen. Hunderttausende unserer Krieger, draußen im Feld und in den Lazareten, befreit er von quälendem Zahnschmerz, der, begünstigt durch mangelnde Pflege im Schützengraben und fehlende Für- und Vorforge in der Heimath, so grausam oft sich einstellt. In der Friedens-Sanitätsordnung kommt das Wort ‚Zahnarzt‘ nicht vor. Erst in der neusten Kriegs-Sanitätsordnung aus den letzten Jahren ist ein Zahnarzt für die Lazarettabtheilung jedes Armeecorps vorgesehen. Die Unzulänglichkeit hat die Medizinalabtheilung des Kriegsministeriums bald nach Ausbruch des Krieges erkannt und die Zahl der Zahnärzte allmählich auf vier für jedes Corps erhöht. Die Stellung ist die eines höheren Militärbeamten mit Offiziersrang, aber ohne Abstufung; der junge, soeben approbirte Zahnarzt ist dem Jahrzehnte lang in der Praxis stehenden in Rang und Gehalt gleich. Beförderung giebt es nicht. Die Gerechtigkeit fordert, daß dieser Zustand geändert werde. Die Erkrankungen der Zähne und des Mundes sind so häufig, schädigen Gesundheit, Lebensfreude, Militärtauglichkeit, mindestens Felddienstfähigkeit so sehr und begünstigen so oft die Uebertragung von allerlei Infectionen, daß systematische Bekämpfung und Abhilfe

geboten ist. Ich habe Hunderte deutscher Soldaten während des Krieges behandelt und allzu oft, von Mannschaft und Offizieren, die Klage gehört, daß sie wegen der schlechten Beschaffenheit ihrer Zähne nicht kauen können, Fleisch und Brot wegwerfen mußten und unter Zahnfleischblutung litten. Auch Verwundete werden vielfach von Zahnschmerz gepeinigt und die schlaflosen Nächte, die dessen Folge sind, erschweren den Heilverlauf. Rechtlich ist die Militärverwaltung nicht verpflichtet, Schäden zu heilen, deren Beginn vor der Dienstzeit liegt und die nicht im Krieg entstanden. Treten akute Störungen auf, so sind sie nur so weit zu beseitigen, daß der Mann wieder felddienstfähig wird. Zahnerkrankungen entwickeln sich im Allgemeinen langsam. Selten ist nur ein Zahn die Ursache. Was nützt es, wenn ein Uebelthäter entfernt wird? Nach wenigen Wochen ist ein neuer Peiniger da. Deshalb müßte die Militärverwaltung so viele Zahnärzte einstellen, daß allen Kriegern sachverständige Behandlung gesichert ist; dann werden die Fälle selten werden, wo Zahnschmerz aus dem Frontdienst treibt. Wenn wir wieder Frieden haben, müssen überall Schulzahnkliniken gegründet, Schulzahnärzte angestellt, die Krankenkassen, die durch die neue Reichsversicherungordnung verpflichtet sind, ihren Mitgliedern volle Zahnbehandlung zu gewähren, zu genauer Erfüllung dieser Pflicht gezwungen, auch ins Heer die nöthigen Zahnärzte abgeordnet werden. Unterstützen Sie die Bestrebungen des Centralcomitees für Schulzahnpflege, das (unter der Leitung des Herrn Ministerialdirektors Kirchner) seit Jahren in hartem Kampf für die Zahngesundheit des Volkes eintritt und zwar schon manchen schönen Erfolg errungen, doch leider, wie Sie aus meinen Schilderungen ersehen, in der kurzen Zeit seines Wirkens noch nicht alles Nothwendige erreicht hat. Nur von der Jugend aus, von unten auf ist die dauernde Besserung zu erwirken.“

Das Illyrererbe.

Unter der goldenen Kreuzkrone spreitet, im rothen Feld, ein Doppeladler, dessen blauer Brustschild einen gepardelten, auf grünem Grund rechtswärts ausschreitenden Goldlöwen zeigt, stolz die Silberschwinge. Montenegros Wappenbildadler. Seit dem siebenundzwanzigsten Junimorgen schwebt er über den Wällen der Festung Skutari. Hier hat, im alten Skodra, einst der Illyrerkönig Gentius geherrscht; hier, zwischen dem fast dreihundertachtzig Quadratkilometer großen See, dem Drin und der Bojana, wurde im Morgengrau des vierten nachchristlichen Jahrhunderts dem Kaiser Diocletianus Jovius gehuldigt; haben danach die Banner des Basileus von Byzanz, des Zaren von Serbien, der Republik Venedig, des Türkenultans geweht. Ein Pascha von

Skutari hat bewirkt, daß die Hand des Zaren von Rußland heute bis an die Adria Küste blinden Gehorsam erwinke kann. Zweimal waren, 1623 und 1687, die Türken nach Montenegro vorgedrungen; hatten das Kloster von Cetinje zerstört und hunnisch in dem kleinen Ländchen gehaust. Danilo, der erste Wladika (Fürst-Bischof) aus dem Stamm Petrowitsch Njegos, rief die Tschernagorzen zum Aufstand und erreichte die Erlösung aus dem Türkenjoch. Noch einmal aber gelingt, 1714, dem Pascha von Skutari die Ueberumpelung der Bischofsresidenz Cetinje; noch einmal verbrennt seine Horde das allen Südslawen heilige Kloster des Schwarzen Zwan. Danilos Kraft ist erschöpft. Doch thront im fernen Norden nicht ein großmächtiger Kaiser, der verheißen hat, alle im Glauben ans Griechekreuz Geeinten zu schirmen und die wimmelnde Slawenschaar zum Sieg über die Mondschel der Osmanen zu führen? Danilo rafft sich in den Entschluß, in Rußlands Hauptstadt selbst um Hilfe zu bitten. Zar Peter („der Große“) empfängt ihn huldvoll, schenkt ihm zehntausend Silberrubel und gelobt der darbedenden Tschernagora seinen allgewaltig scheinenden Schutz. Das Karstvolk, das mit den Venezianern, dann mit Russen und Oesterreichern gegen die Türken kämpft, wird frei; bleibt fortan aber, an goldener Kette, unter russischer Vormundschaft und jeder Wladika muß in Petersburg erst die Weihe erschmeicheln, ehe er den Bauernvolksgenossen als der Investitur Würdiger gilt. Peter Petrowitsch schlägt 1796 bei Krusa den Pascha Kara Mahmud von Skutari (das der Türke Ischlodar, der Slawe Skadar nennt) und gliedert das östliche Bergland (Brda) seinem winzigen Reich an. Mit den Russen sichts er gegen das Heer Bonapartes, das Ragusa und die Kattaromündung besetzt hat. Napoleons Genie, das die Vernichtung Rußlands bestimt, ahnt von Weitem die Gefahr allslawischer Verbrüderung und möchte die Freundschaft des Bergvölkchens mit hohem Preis bezahlen. Am ersten September 1807 schreibt der Kaiser an Eugen Beauharnais, den Vicekönig von Italien, General Lauriston müsse die Liebe der Montenegriner gewinnen („les gagner et s'en faire aimer“). Das ist nicht so leicht, wie der ferne Imperator träumt. Peters Krieger meheln die Franzosen und benutzen deren Schädel zum Kegelspiel. Als Marmont in Kattaro diesen Barbarenbrauch vor dem Wladika rügt, den er endlich geschlagen hat, antwortet Peter gelassen: „Ja, unser Volk köpft die

Gefangenen; aber Ihr Franzosen habt ja öffentlich sogar Euren angestammten König gelöpft.“ Und sagt ihm, eben so ruhig: „Rußlands Feind ist unser Feind; ist der Feind aller Slawen. Denn die Russen sind unsere Brüder und von ihnen, die dem selben Stamm und dem selben Glauben angehören, erwarten alle Slawen das Heil.“ Noch giebt Napoleon die Hoffnung nicht auf. Warum, fragt er, „reden Sie mir nie von den Montenegrinern? Nur sich da nicht steif und hochmüthig zeigen! Man muß Agenten hinschicken und die Volksführer versöhnen.“ Daß es nicht gelang, vergißt er nicht; noch 1811 schreibt er, der doch von der Feindschaft größerer Mächte bedroht ist: „Ich muß, früh oder spät, die Macht des montenegrinischen Bischofs brechen.“ 1813 vertreibt Peter, dem freilich die Britenflotte hilft, die Franzosen aus den Bocche di Cattaro; wird von den Oesterreichern aber gezwungen, den lange sehnlich begehrten Zugang ans offene Meer wieder herauszugeben. Trotz dem Widerspruch der serbischen Kattaresen, die, als Bertrand, Bonapartes Statthalter in Syrien, nach den Niederlagen der Großen Armee zum Rückzug genöthigt war, einstimmig die Einderleibung in die Tschernagora gefordert hatten. Wo Rom, Byzanz, Venedig, Normannen und Serben, Magyaren und Franzosen geboten, herrscht seit 1814 wieder Habsburg-Lothringen. Dicht unter dem fast achtzehnhundert Meter hohen, von Montenegro nun stark befestigten Lovtschengebirg, dessen Batterien die Stadt, den Kriegshafen, das ganze Becken von Cattaro unter Feuergefähr halten. Wer die Schlangenwindungen der Bergstraße, hinauf, hinab, Kreide und Humussoasen, hinter sich hat, sieht das Dorf Njegos, die Geburtsstätte der Dynastie. Zwölf Griechenkirchen: auf je fünfzig Einwohner eine. Hier wurde, in einem Bauernhaus, von einer Bäuerin, die Eler und gehacktes Buchenholz über den felsigen Lovtschen auf den Markt von Cattaro schleppte (und deren Enkelin jetzt die Krone des Königreichs Italien trägt), dem Dorfschulzen Mirko Petrowitsch am siebenten Oktober 1841 der Knabe Nikola geboren, der heute König von Montenegro heißt. Auch Cetinje, die Residenz, die ein hoher Schwarzer Berg von Njegos trennt, ist nur ein großes, sauberes Dorf, das, in einer Felskothalmulde, rings um das 1478 erbaute Zwankloster entstanden ist. Das Biribi, die Hammelfleischhölle europäischer Diplomaten, die, wenn sie nach des Tages Last und Hitze Erquickung suchen,

vom Belvedere (bei Rjeka) auf den Skutarisee niederblicken. Alle Noth der armen, tapferen Tschernagorzen wird ihrem Auge dort sichtbar. Der gute Boden der Ebene von Skutari: vorgestern türkisch, gestern dem marklosen Königreich Albanien unterthan. Kattaro: österreichisch. Als 1876 Franz Joseph die ihm zur Ehre auf dem Lowischen geschichteten Holzstöße ihren Flammengruß ins Becken hinabsenden sah, sprach er zu dem Fürsten der Schwarzen Berge: „Mein Herr Bruder wohnt da recht hoch.“ Und hörte aus Nikolaß flinkem Munde die Antwort: „Die Türken nahmen mir die Erde, die Oesterreicher das Meer; nur der Himmel ist mir geblieben.“

Damals hatte der Fürst dem Kaiser für diplomatische Unterstützung im Kampf gegen den Türkendrang zu danken; und sein Generalissimus Martinowitsch sagte dem (mit dem Kaiser aus Venedig nach Kattaro gekommenen) Freiherrn von Beck, Montenegro sei bereit, einem in die Herzegowina einrückenden österreichischen Corps die Flanke zu decken, und schloß den Antrag mit der alten Formel: „Wir Tschernagorzen sind klein an Kopfzahl, doch groß an Willenskraft.“ Solche Stunden austro-montenegrischer Freundschaft waren aber selten. Fast immer galt in der Steinwüste der Schwarzen Berge neben dem Türken, den er seit Metternichs Zeit begünstigte, der Oesterreicher als der Erbfeind, wider den nur Rußland das Karstvölkchen schützen könne. Als Danilo, der Neffe des zweiten Wladika Peter, aus dem Bisthum ein Fürstenthum machen und den Titel Hospodar annehmen will, erbittet er, 1851, von dem Zaren Nikolai Pawlowitsch die Erlaubniß. Dessen Gunst verliert er, weil er im Krimkrieg neutral bleibt; wird in Paris aber, 1857, von Louis Napoleon ungemein gnädig empfangen und, da er, nach seinem Sieg bei Grahowo (den die Gebirgsbarden als die Rache fürs Amsfeld preisen), von der türkischen Ueberzahl bedrängt ist, durch Frankreichs Geschwader an der Adriaküste, durch Frankreichs Intervention in Konstantinopel unterstützt. Im Sommer 1860 mordet ihn in Kattaro ein Albaner. Auch sein Neffe und Nachfolger, der auf dem pariser Lyceum Louis-le-Grand erzogene Nikola, sieht sich zunächst auf Frankreichs Hilfe angewiesen. Rußland hat, als Omer Pascha in die Tschernagora einbricht, mit den Polen zu thun, Palmerstons England stellt sich auf die Türkenseite und der Friede von Skutari erspart dem von Louis Napoleon begünstigten Ländchen zwar die Rückpferchung ins Joch,

giebt aber dem Sultan das Recht, auf montenegrischem Boden Festungen zu bauen. Ehe es zur Ausführung kommt, hat Frankreich den „Tirolern des Balkans“ Weizen und Mais geschickt; hat der Minister Fould eine Lotterie genehmigt, aus deren Ertrag Nikola die Darbenden speisen, neue Flinten und Munition kaufen kann. In dem Türkenkrieg, der im Juli 1876 beginnt, führt er wider die Mondschel den ersten, den letzten Streich. (26 000 Montenegriner wehren 117 000 angreifende Türken ab, töten 18 000, verwunden 23 000, nehmen 4000 in Gefangenschaft; ihr eigener Verlust ist: 1360 Tote, 3400 Verwundete, ein Gefangener.) Und lehrt Rußland das kleine Kriegervolk richtig schätzen. Dem wird im Friedensvertrag von San Stefano, weil Ignatiew darauf besteht, nicht nur bosnisches und albanisches Land und als Ostgrenze der Limfluß, sondern auch Skutari zugesprochen. Das nimmt ihm der Berliner Kongreß wieder; giebt ihm aber, außer herzegowzischen Bezirken und einem Theil des Skutariseeufer, den Adria-hafen Antivari und, am oberen Lim, Gusinje und Plava. Mehmed Ali, der Zweite türkische Bevollmächtigte, protestirt: „Von musulmanischen oder katholischen Albanern bewohnte Landstriche den Montenegrinern auszuliefern, wäre im höchsten Grade ungerecht.“ Noch im selben Jahr wird er, in Diakowa, von Albanern getödet. Der mit Osmanengold gestiftete und genährte Albanerbund hindert Nikola, bis an den oberen Lim oder ins Gebiet der katholischen Stämme seine Herrschaft zu dehnen. 1879. Europa ist für Montenegro und gegen Albanien. Flottendemonstration vor Dulcigno; Drohung, der Türkei, wenn sie nicht schnell für Montenegro sorge, Smyrna zu nehmen. Am sechszwanzigsten November 1880, fast dreißig Monate nach dem Schluß des Berliner Kongresses, wird Nikola endlich, durch Europens Gnade, von dem ihm abgezwackten Limgebiet entschädigt: im Hafenbezirk von Dulcigno darf er, wie am Ufer des Skutarisees, seine Flagge hissen und herrscht nun vom Lomischen bis an die Bojanamündung. Ueber Krieger. Jeder Tschernagorze ist vom achtzehnten bis ins sechzigste Lebensjahr wehrpflichtig, jeder will Soldat sein; Ackerbestellung, Lastträgererei, Handel ist Weiberfache. Der Mann verdingt sich, wenns sein muß, als Steinklopfer; athmet aber auf, sobald der Feldherr ihn zu neuem Kampf ruft. Seit 1879 hatte er nur noch in Scharmüheln gegen Albanerbanden gefochten. Ist Nikolai in Sanftmuth bekehrt? Im

Jahr 1883 besucht er, von dessen junger Hand so viele Türken fielen, den Sultan im Mldiz Kiosk. Fünf Jahre danach scheint seine ganze Sorge der Einführung des (im Westen laut gepriesenen) Bürgerlichen Gesetzbuches zu gelten, das, im Auftrag des zweiten Zaren Alexander, der aus Ragusa stammende russische Staatsrath Bogischitsch den Tschernagorzen geschenkt hat. 1905 gewährt er dem Land eine Verfassung und Volksvertretung. 1907 wird er in Berlin vom Kaiser empfangen, sieht den österreichischen Admiral Montecuccoli als Gast bei sich und schickt, den Erzherzog Franz Ferdinand zu begrüßen, seinen Aeltesten nach Dalmatien. Während des Zweikampfes zwischen Mehrenthal und Jswolstij fürchtet er, in dem Krieg, dessen Ausbruch sicher scheint, im Rücken von den Albanern angegriffen zu werden. Sein Konsul hat aus Skutari gemeldet, Oesterreich werbe die albanischen Malissoren nicht nur mit Gold, sondern auch mit dem Versprechen, ihnen nach dem Sieg Dulcigno zurückzugeben. Von Gewissensstrupeln war Mirkow's Sohn nie geplagt. Er läßt einen Malissorenhäuptling nach Cetinje laden und wie einen Fürsten bewirtheten; und schickt, in den letzten Märztagen des Jahres 1909, den Feldmarschall Wukotitsch nach Skutari, wo er also spricht: „Ein aufgezwungener Kampf wird uns den Türken, den größten Helden der Weltgeschichte, verbündet finden. Unter den geccinten Zeichen des Kreuzes und der Mondsichel werden wir den Sandschak und unser Bergland vertheidigen.“ Gegen Oesterreich; im Allslawenbund mit der Türkei. Italien und die Triple-Entente erwirkt die Befreiung Antivaris von österreichischer Vormundschaft. Am Neujahrstag 1910 kann Nifo'a dort den französischen Contreadmiral Bibet „als ersten Gast in dem freien Hafen“ und als Kommandanten eines statlichen Geschwaders begrüßen. Im August feiert er seine goldene Hochzeit und frönt sich zum König. Hussein Hilmi Pascha vertritt bei diesen Festen den Sultan. Der wird zwei Jahre danach von Nikola angegriffen. Am dreiundzwanzigsten April 1913 hebt Montenegro's Wappenbildadler sich über die Wälle von Skutari. Und der Befehl über die Stadt wird dem selben Marschall Wukotitsch anvertraut, der vier Jahre zuvor dort sich den Türken verbrüderet hat.

Skutari ist eine albanische Stadt, in die ein Slawenhäuslein eingewandert ist. Noch reiner prägt das Albanerthum sich in der von den katholischen Hoi und Grubi besiedelten Stadt Diakowa

aus: die dennoch, auf Rußlands Wunsch und, leider, auf Deutschlands drängenden Rath, den Slawen zugesprochen worden ist. Fordert irgendein Lebensinteresse Oesterreichs, das Skutari den Tschernagorzen gesperrt werde? Nein. Graf Berchtold konnte sich erinnern, daß sein Kollege San Giuliano die Schulkinder in Skutari die italienische Königshymne singen und der Majestät Victor Emanuels Hochrufe schmettern hörte; daß die uralte Skodra der Illyrer schon 1913 Italiens a banischer Hauptmarkt (auf dem Oesterreichs Ab'ah schnell sank), der sicherste Ankergrund römischer Hoffnung auf die Umklammerung der Adria war. Als Wiens Wille die Montenegriner aus Skutari getrieben hatte, sagte ich hier, dieser Sieg lohne so straffe Kraftspannung lärglich. „Italien weiß, warum es, so gern sein Volk dem Vater der Königin jede Machterweiterung gönnte, sich für ein selbständiges Albanien einsetzt. Oesterreich, das doch nun einmal kein deutscher Staat ist, könnte eines nicht fernem Tages bereuen, daß es nach Skutari und San Giovanni di Medua den Slawen nicht lieber als den Italienern den Weg geöffnet hat. Ehre steht auf dem Spiel, seitzwischen Petersburg und Wien der Vatik Diakowa-Skutari geschlossen wurde? Mag sein. Jeder redliche Freund Oesterreich-Ungarns muß aber wünschen, daß es nicht, wie von Piemont aus Italien und von Preußen aus dem Deutschen Bund, von einer slawo-italischen Koalition aus der Balkanzukunft gedrängt werde. Die gerühmte ‚Verständigung‘ mit Rom, die alte Wünsche Italiens der Erfüllung nähert, verleitet in ein neues Schleswig-Holstein und belastet, um die Serben Peters und Nikolaß abzuhalten, das Grundbuch der östlichen Adriaküste mit einer italienischen Hypothek. Oesterreich-Ungarn hat Kraft genug, ehe die letzte Gelegenheit ihm entgleitet, das vom Irrthum Verlorene zurückzuerobern. Aber es müßte zu stolz sein, um für Albanernester, zu klug, um für eine Negation („Skutari nicht den Montenegrinern!“) zu fechten: statt für seine Position auf dem Weg nach Saloniki. Da es nicht wünschen kann, daß Wuth oder Hunger die Tschernagorzen zum Anschluß an das Königreich Peters treibt, bleibt ihm nur die Wahl, die Serbenmacht zu brechen oder sich zu befreunden. Zum Verhängniß müßte ihm werden, wenn es aus der Türkenmasse nur den Haß aller Rajahvölker heimbrächte und dem Weißen Zaren noch einmal auf den Thron der Slawenhoffnung hülfte. Glaub!

Oesterreich, sich zu Entschluß und Handlung fähig zeigen zu müssen, dann mag es, statt Italiens Büttel und Wegbahner zu werden, im Sandsthal den zwei Serbenstaaten die Möglichkeit der Einung vermauern. Skutari? Cines Pjrrhus Sieg.“ (Vor zwei Jahren.)

Am dreißigsten April 1913 hat der Minister Marchese di San Giuliano an den Botschafter Tittoni telegraphirt: „Wenn der von der londoner Botschafterreunion zu findende Beschluß Oesterreich-Ungarn nicht befriedigt, ein gemeinsames austro-italisches Handeln nicht möglich wird und Wien ohne unsere Billigung gegen Montenegro vorgeht, wird die Wahrung unseres Abkommens mit Oesterreich und die unverkehrte Erhaltung des Bündnisses sehr schwierig. Ueber die Wahl des dann zu wählenden Weges erbitte ich Eurer Excellenz sachverständige Meinung. Da Italien nicht unthätig scheinen dürfte, müßte es, während Oesterreich im Norden vorgeht, eine passende Stelle des Südens für eine Weile besetzen. Dieses Handeln müßte ungefähr von dem selben Gesichtspunkt aus beurtheilt werden wie Oesterreich-Ungarns gegen uns. Ist solche Lösung nicht erlangbar, dann sehe ich nur noch eine Möglichkeit: einen Zustand, der unsere Politik in schroffen Gegensatz zu der Wiens bringt.“ Herr Tittoni (der beide Depeschen neulich, bei der Solferino-Feier, im pariser Trocadero vorlas) hat damals geantwortet: „Besetzt Oesterreich Theile Montenegros, dann müssen wir, auch ohne seine Zustimmung, Durazzo und Valona besetzen. Oesterreich-Ungarn hätte damit zuerst die Grenze des Großmächtebeschlusses überschritten, für eigene Rechnung, ohne zwingende Nothwendigkeit, gehandelt und das Adria-Gleichgewicht aufgehoben (wozu ja eine befristete Besetzung genügt). Die Botschafter Oesterreichs und Deutschlands versuchen jetzt allerlei werthlose Deuterkunststücke an dem klaren Wortlaut des Siebenten Artikels im Dreibundsvertrag. Die winzigste Verschiebung des austro-italischen Gleichgewichtes würde aber nicht nur diesen einen Artikel, sondern den ganzen Vertrag entkräften und den Dreibund auflösen. Wenn Eure Excellenz mit der gewohnten Klarheit und festen Kraft diese Erwägung den Auswärtigen Aemtern in Berlin und Wien empfehlen, dann werden sie, nach meiner Ueberzeugung, das Streben Eurer Excellenz nach einer Versöhnung der beiden Reichsinteressen zu fördern trachten. Thäten sie anderß, so würde von ihren Händen der Dreibundsvertrag zerrissen. Meine

Antwort ist das Ergebnis langer Ueberlegung. „Wie, fragt der Botschafter, „konnte danach und nach dem zweimal, im November 1912 und im August 1913, von Italien abgewehrten Versuch, Serbiens Macht einzuschränken, Oesterreich-Ungarn zweifeln, daß sein Ultimatum und seine Einbrüche in serbisches Land den Dreibund lösen werden?“ Auch in dieser Sache besteht Pflicht, den öffentlichen Richterspruch bis in die Friedenszeit zu vertagen. Jetzt herrscht Italien in Valona, Serbien in Durazzo; Hussein Hilmi ist Jungtürkenbotschafter in Wien; in Skutari gebietet wieder Nikolaus Marschall Wukotisch (und läßt melden, der Konsul Oesterreich-Ungarns habe seine Fahne eingezogen und sich unter den Schutz Griechenlands gestellt). Muß durchaus neuer Kampf um das Thronerbe entbrennen? Victor Emanuel und seine nun wieder einige Garde Giolitti-Salandra-Sonnino dürften den Serben beider Königreiche Skutari, San Giovanni di Medua, sogar Durazzo gönnen, wenn Rom, wie sein Titoni seit manchem Jahr, erkannt hätte, daß ohne redliche Verständigung mit den Slawen die Balkanlanke der Adria nicht in Ruhe zu halten ist. Und: wenn Italien in dem währenden Krieg nicht geschlagen, zerschlagen wird. So lange es in Valona stark ist und die Otranto-Zunge zukneifen kann, würde selbst eine Großmacht ihm dort kaum gefährlich. Und auf solche Gipfel schwingt sich keines Serbenstaates Wunsch. Für Alle ist dort Raum. Nur in der Zeitung italo-serbische Toisfeindschaft unvermeidbar.

Die deutschen Pole.

Hortense Beauharnais-Bonaparte, Josephinens leichtsinnlich hübsche Tochter, die dem auch nach seiner Scheidung von ihrer Mutter noch fast zärtlich bewunderten Stiefvater und Schwager in La Malmaison das kostbarste Halsband schenkte, hat seiner Macht den einzigen wetterfesten Erben geboren. War ihr Dritter, Charles Louis Napoleon, von ihrem Mann, der eine Weiße König von Holland hieß, von dem Niederländer Verhuel oder einem anderen Stundengünstling empfangen? Der große, vor Blutschande nicht scheue Korse gar selbst im Konsortium? Von den Fejen, dem vertragenen, geslickten Wams des Genius schlotterte Etwas um den krankhaft verträumten Jungen. Der konnte, freilich, nur Erbe sein, niemals Ahn werden. Hat seinen Traum aber gelebt; die von Britenhand zerbrochene Krone Bonapartes so stolz auf seine Schläfe gestülpt, als wäre sie Edelgeschmiede aus einem

Stück; und das über Europa heraufziehende Gewitter, den Sozialismus, früh in den Nerven gefühlt. Aus Sedan schlicher als eines Namens Gespenst. Kein Mächtebund konnte ihn, kein Kraftaufwand je wieder auf eines Thrones Stufe heben. Nur verwitternder Frauenreiz und ein Söhnchen blieben ihm. Auf den Maashöhen, im Ardennengehölz lagert das Heer, das ihn schlug; und schickt Dankchöre in den Nachthimmel empor. „Les Boches“. Die Hunnenhorde. Damals wie heute. Ist den Schimpfern nie aufgefallen, daß nur der deutsche Krieger so fromme, so langwierige Freude an Massengesang hat? Daß nur aus deutscher Menschheit unter allen Wipfeln, über die staubigsten Landstraßen hin Lieder jubeln oder schluchzen? Daß zwei inbrünstig vermählte Mädchenstimmen, die, einander jetzt derb umschlingend, jetzt, nach der Hochzeit noch, zart umwerbend, vom Feldrain, der Heumahdstätte aus näher zu schreiten scheinen, über ein Volkswesen Wichtigeres aussagen als Entgleisung in Rohheit? Nun hört die Welt deutschen Sang.

Sang der Krieger. Horcht Galizien auf? Jeder weiß: Morgen geht's gegen die Drahtverhaue drüben; steht Du, wenn erst die Kugeln pfeifen, allein für Dich (und das Adjutantenvolk kann, Gott sei Dank, nicht mehr heran). Mancher liegt im nächsten Mondschein dann wohl auf grüner Haide. Blech! Ringsum ist Sand; hinter einer Geländewelle ein mageres Roggenfeld; weithin schimmern röthliche Kiefernstämme. Ein großes Geschoh zischt auf; und verklingt wie plätscherndes Wasser. Der Abendstern blinkt nicht; steht heiter, wie eine Leid weglächelnde Mutter. Einer stimmt Wolframs Lied an. Die Kapelle fällt ein. „Auch den Pilgerchor, Kameraden!“ Die Lust ist geweckt. Geschosse zischen, verplätschern. Und Männerurkraft vereint, bis tief in die Nacht, junge Stimmen zu frohem, mannhaft trauerndem, zu düster drohendem Chor.

Sang der Hauptstädter. „Kommt denn kein Blatt mehr? Die italienische Schweinebande hat Senge erwischt. Im Westen wieder nichts los. Die türkischen Doppelstöcke habe ich nun aber satt. Eischocolade! Man pläzt ja noch hier, auf der Straße, von Hitze. Na, hören Sie, selbst im Krieg ist solches Gebäck grober Unfug. Pfu! Jodoform! Die müßten eigentlich schon penner. Ja: vor dem Rindfleischpreis wird Einem schwindlig. Der ganze Kram könnte aufhören. Woran strampeln denn Die drin ihre Kehlen ab? Ach so! Und dann die Dessous voller Pli; und dann kam Sie. Kleines Pilsener! Nicht mal ein erstklassiges neues Couplet!“

Americana.

Jeder in der amerikanischen noch in der deutschen Presse der Vereinigten Staaten habe ich bisher über Wilsons Politik ein Urtheil gefunden, das von dem Gedanken ausging, die einzige Pflicht des Präsidenten sei, nach besten Kräften das Wohl des Landes wahrzunehmen. Die „Menschheit“ geht ihn nicht an, die kriegsführenden Nationen eben so wenig.

Täglich wird er von Pazifisten und guten Seelen bestürmt, zu vermitteln. Die Vorfrage wäre doch wohl: Ist der europäische Krieg amerikanischen Interessen nützlich oder schädlich? Vermuthlich Beides; überwiegt nun der Nutzen oder der Schade? Darauf lautet die Antwort: Bisher war der Krieg nützlich. Die europäischen Großmächte schädigen und schwächen einander: Amerikas politisches und moralisches Ansehen wächst. Es verbient an Nahrungsmitteln und Kriegsmaterial ungeheure Summen. Neue Märkte können erschlossen werden; auf den alten ist die Konkurrenz verringert. Früher oder später wird sich der Plan durchsetzen, Amerika eine Handelsmarine zu schaffen. Die Mächte sind nicht im Stande, energisch auf die Pazifizierung Mexikos zu dringen. Wir können die unbequemen Wirkungen unserer Tarifpolitik auf das Konto des Krieges setzen. Die Chancen für die Wiederwahl (Das hat der Präsident als Leiter der Demokratischen Partei pflichtgemäß zu erwägen) sind größer, wenn der Krieg fort dauert.

Sich nach dem Amt des „Ehrlichen Maklers“ zu drängen, ist Thorheit. Denn ein Friedensschluß, der beiden Parteien zusagt, ist unmöglich. Immer zürnt die eine dem Vermittler; manchmal zürnen ihm beide. Sehr natürlich; denn es giebt keine uneigennützligen „bons offices“, keinen desinteressirten Großstaat.

Freilich: Weltruhe ist dem Geschäft auf die Länge das Zukünftigste. während der Zustände der Blockade im Vorkriegsstand und England an, so sind große Geldverluste unvermeidlich und die Gefahr taucht auf, daß wir, durchaus nicht archiprèt, in den Tumult verwickelt werden. Auch ist Japans Vorgehen in China kaum zu dulden; mindestens wäre solche Duldung für unsere Politik eine new departure. (Wiederum: in unseren Weststaaten würde sich die Selbe Gefahr verringern.)

Diese und andere Betrachtungen wären nun gegen einander abzuwägen. Läge das Plus auf der Seite des Krieges, so würde der Präsident für den nahenden Wahlgang die Parole ausgeben: „Wilson ist der Friede!“ Und im Ausland die Flammen schüren.

Wenn die Deutsch-Amerikaner, täglich und stürmisch, verlangen, der Präsident möge den Waffenexport verbieten, so fordern sie, daß er seinen höchsten Trumpf vorzeitig ausspiele, dem Lande, dessen Geschäfte er führt, ergiebig sprudelnde Einnahmequellen zuschütte und ihm den Groll der (noch immer) stärksten Seemacht aufbürde. Ohne greifbaren Gegenwerth. Wilson ist schwerlich „Idealist“ genug, um eine solche Bill einzubringen.

*

Wird auch drüben, wie hier, bald Wilhelm, bald Grey als Räuber, Heuchler, Mörder gebrandmarkt? Dämmert nicht endlich die Erkenntniß, daß alle bedeutenden Nationen ihr Verhalten mit triftigen Gründen rechtfertigen können? Daß es sehr leicht wäre, für jede dieser Nationen ein überzeugendes Plaidoyer zu schreiben? Daß die Vergangenheit das Handeln der Völker bestimmt? Daß die „Fragen“, die Beantwortung heißen, Jahrhunderte alt sind? Daß Jeder der Leitenden fest glaubte, er müsse handeln, wie er handelte? Aber die Menschheit verlangt ihr Melodrama.

*

Der Streit, welche nationale Kultur die höchste oder gar die allein selig machende sei, dauert fort. Zwei Worte Goethes mögen zur Klärung beitragen. Im „Tasso“ heißt es: „Und was man ist, Das bleibt man Andern schuldig.“ In den Versen, die seine Wesensart abgrenzen:

„Sind nun die Elemente nicht
Aus dem Komplex zu trennen,
Was ist denn an dem ganzen Wicht
Original zu nennen?“

Das gilt von Nationen wie von Individuen. Es giebt eben so wenig eine reine Kultur, wie es eine rechte Rasse giebt. Und die besten Deutschen müssen auch fürderhin gute Europäer bleiben. Soll, wer sich an Morley und Dostojewskij, D'Annunzio und Taine genährt und erquidt hat, nun plötzlich den Urteutonem mimen? Selbst Treitschke spricht mit Abneigung vom Barbarenthum des alten Jahn. Friedrich der Große schrieb Alexandriner und siegte bei Rossbach.

Theodore Roosevelt verdammt, auch in Privatbriefen, Deutschlands Verhalten gegen Belgien auf das Schärffste. In dieser Sache fehlt noch das Material zu unbefangener und sicher begründetem Richterspruch; ein anderes Verdikt aber steht fest. Roosevelts listigem und gewaltthätigem, von Skrupeln nicht be-

irten Zugreifen danken die Vereinigten Staaten den Panama-Kanal; und die Nachwelt wird ihn dafür loben.

*

Auf politischem wie auf literarisch-künstlerischem Gebiet fehlt Amerika ein großer, schöpferischer Kritiker. Wir werden überfluthet mit Gesetzen, Romanen, Bildern, aber sie alle tragen den Charakter blinden Experimentirens. Der gute Mensch in seinem dunkeln Drange geht in die Irre. Methodische Erwägung der Grenzen, Ziele und Wege: vacant.

Hier hat jetzt „Mein Leopold“ unter dem Titel „Our Children“ einen großen Erfolg errungen. (Darunter versteht man, daß ein Stück zwei bis drei Jahre lang von Stadt zu Stadt getragen wird.) Die Thatsache liefert einen interessanten Beitrag zur Psychologie des heutigen Amerikaners.

*

Dürfte in Deutschland irgend Jemand so sprechen, wie Shaw in England spricht? (Vor Jahren fragten wir: Dürfte in Deutschland irgend Jemand so sprechen, wie Tolstoi in Rußland spricht?)

*

Unnatur rächt sich, wo es auch sei. Daß ein Staat wie Rußland durch diplomatische Praktiken vom Meer zurückgehalten wurde, war unnatürlich; und es bezeugt nur die Macht der Routine, daß die europäischen Staatsmänner Dies, zwei Jahrhunderte lang, nicht zu begreifen vermochten.

*

Erfüllt dieser Krieg seine Mission? Macht er uns ernster, echter, reiner? Dies scheint mir die wichtigste Frage. Der Gedanke an das Blutopfer wäre unerträglich, wenn wir durch dies Geschick nicht größer werden sollten. Belgien ist wichtig; aber Selbstvollendung ist wichtiger.

*

Die Gründung einer in englischer Sprache geschriebenen deutsch-amerikanischen Zeitung scheint jetzt beschlossene Sache. Wird ein solches Blatt klug geleitet, so ist ihm, in New York wie in Chicago, ein geschäftlicher Erfolg sicher. Darüber, daß es nützlich, ja, kaum entbehrlich ist, herrscht unter denkenden Deutschen kein Zweifel. Auch der Amerikaner wünscht, rasch und zuverlässig über die deutsche Auffassung wichtiger Tagesereignisse unterrichtet zu werden. Und warum sich über die Thatsache verblenden, daß die „Zweite Generation“ nur so zu erreichen ist? Beinahe alle bedeutenden deutsch-amerikanischen Zeitungen bringen jetzt englische Leitartikel: damit ist die Frage nach dem Bedürfniß

Beantwortet. Wie schön wäre es, wenn eine saubere, von Sensationemache freie, von Gebildeten für Gebildete und Bildungsfähige geschriebene Zeitung hier entstehen könnte! Wäre sie unterhaltend und gut informiert, so würden ihr die moralischen und intellektuellen Werthe nicht schaden: viele Amerikaner sind des marktstreiterischen Typs überdrüssig. Gar zu schöngeistig und „uplifting“ dürfte sie sich freilich nicht geben. Stahl sagte einmal in einer Kreuzzeitung-Sitzung: „Vergessen Sie nicht, meine Herren, auch die konservativste Zeitung ist immer mehr Zeitung als konservativ.“

Jetzt (oder nie) ist der psychologische Moment für die Organisation der Deutschen.

Biß zum Kriege boten die hier lebenden Deutschen nur auf einem Kampfplatz eine geschlossene Front: in der Abwehr des Prohibitionismus. Das klingt, als ob uns der „Suff“ das höchste Gut wäre. In der Abneigung vom Prohibitionismus ist aber auch ein ideales Motiv wirksam. Die Prohibition gleicht der Inquisition: diese wollte die Seele, jene will den Leib (oder Leib und Seele) retten. Für zahmere Zeiten mildere Mittel; aber Beide wollen uns die Freiheit des Irrens nehmen. Diese aber müssen wir uns bewahren, einerlei, ob es sich um eine religiöse Ueberzeugung, eine politische Einsicht oder um die Pflege unfereß körperlichen Wohlbefindens handelt. Gegen den aufgeklärten Despotismus einer rührigen Minorität, die sich Majorität nennt, berufen wir uns auf das Wort des aufgeklärten Despoten von Sanssouci und bestehen darauf, nach eigener Fassung selig zu werden. Die reformerische Gesetzgebung, die stark von den Frauen beeinflusst wird, will „gute Menschen“ machen. Wären aber die Menschen besser geworden, wenn man jede Versuchung aus der Welt geschafft hätte? Dann wäre der eingekerkerte Verbrecher der sittliche Mensch schlechtthin. Der tägliche Kampf mit den Versuchungen des Leibes ist ein nütliches Element der Charakterbildung. Frauen, die Prohibitionismus, Verbot jeder Herstellung und jedes Verkaufs alkoholartiger Getränke, fordern, sollten konsequent genug sein, um sich selbst zu töten und allen Geschlechtsgenossinnen den Selbstmord zu empfehlen. Wenn keine Frauen mehr lebten, wäre die allergefährlichste Versuchung „überwunden“.

*

Ein Deutscher, der die internationale Politik Wilsons verfolgt, wird mit melancholischem Lächeln sagen: „Das haben auch wir erlebt.“ Oberstes Ziel ist Erhaltung des Friedens. Dieser

Grundsatz wird stabilisiert wie ein Erzfels und der West, der froh und kaumend lauschenden, verkündet. Moralische Eroberung ist die Lösung. „Also“, sagen sich die anderen Kontrahenten, „riskiert man mit diesen Leuten, die ja augenscheinlich aufrichtig sind, nicht das Mindeste. Man kann sie nach Gefallen mißhandeln“. Eine Weile geht Das auch; dann macht sich, erst *pianissimo*, später *crescendo*, in der Nation eine dumpfe Unzufriedenheit geltend. Bald brodeln es im Hegenkessel und der Deckel hebt sich. Die Leitenden fühlen, daß eine Explosion droht; wohl ihnen, wenn es dann nicht schon zu spät ist! Amerika ist jetzt im Stadium der leise einsetzenden Umstimmung. Die Oeffentliche Meinung fordert eine kräftigere Haltung. Sie vergißt, daß Bluffs in der auswärtigen Politik gefährlich sind: Land- und Seemacht müssen bereit sein, wenn der Staatsmann Ehre und Interesse der Nation entschlossen vertreten soll. Deutschland konnte sich Impulse und Schroffheiten leisten, weil unser Schwert nicht gerostet war. . *et encore!* Wilson ist auf Labiren angewiesen. Wäre er ein großer Mensch, so würde er die Nation zur Erkenntniß der Weltlage, zu starker Rüstung aufrufen und zu Denen, die seine Kreise stören, eine entschiedene Sprache sprechen. Er will aber nicht anführen, sondern ausführen, fühlt sich als Diener des Volkes und Exponent des nationalen Willens, kommt also immer ein Bißchen zu spät. Heer und Marine bleiben in überlieferter Vernachlässigung; und der Präsident verzichtet freiwillig auf die unentbehrlichen Werkzeuge einer würdigen und erfolgreichen auswärtigen Politik. Dem Europäer wird es schwer, die Gedankengänge eines solchen Kopfes (der ein kluger Kopf ist) nachzuwandeln. Fanatiker des Friedens sind auch in diesem Erdtheil eine Kriegsgefahr.

Evanston, Illinois.

Eduard Goldbeck.

Diese Glossen wurden vor der Note geschrieben, die bewies, daß der Präsident der Vereinigten Staaten den Völkern der Erde sich als einen von Menschheit und Menschlichkeit tief Befümmerten zeigen will. Vor der Abkehr seines Wahlmachers und Sekretärs Bryan, der über Wilson, als über einen Gefährder des Friedens, die Stirn runzelte und den Delzweig des dem Uebel nicht widerstrebenden, also nie in Krieg zu verleitenden Frommen für sich heischte. Da sich um Mexiko handelte, schien diese Frommheit ein Bißchen rissig. Und in Deutschland haben wir bisher niemals (noch gar in der Zeit des Europäerkrieges) den Eindruck empfunden, daß die Führer der Vereinigten Staaten in ihrem Handeln, nicht im Reden, anderen Zielen zustreben als dem „Wohl ihres Landes“.

Teltower Kanalterrain - Aktien- Gesellschaft.

Bilanz am 31. Dezember 1914.

Aktiva.	M.	pf
1. Noch nicht eingezahltes Aktienkapital	950 000	—
2. Terrain-Konto	4 790 881	02
3. Teltow. Lösch- u. Ladestellen G. m. b. H.	50 000	—
4. Hypotheken-Guthaben-Konto	117 000	—
5. Teltower Industriebahn G. m. b. H.	105 000	—
6. Straßenb.-Konto	858 879	04
7. Inventar-Konto	1	—
8. Kautionen (Eig.)	18 610	—
9. Kassenbestand	1 093	46
10. Debitoren-Konto	177 244	95
11. Anschlußgleis-Konto	754	62
12. Effekten	43 385	—
13. Gewinn- u. Verlust-Konto	530 247	42
	7 643 096	31

Passiva.	M.	pf
1. Aktien-Kapital-Konto	6 900 000	—
2. Hypotheken-Schulden-Konto	450 000	—
3. Aval-Konto (Kaution)	18 610	—
4. Kreditoren-Konto	274 486	51
	7 643 096	51

Der Vorstand
der Teltower Kanalterrain-
Aktien-Gesellschaft.

Grabowski. Lucas.

Bilanz per 31. Dezember 1914.

Aktiva.	M.	pf
Grundstücks-Konto	2 008 810	08
Straßenregulierungs-Konto	808 888	25
Effekten- u. Beteiligung-Kto.	115 748	60
Aktiv-Hypotheken-Konto	130 476	30
Inventar-Konto	1	—
Debitoren	55 847	74
Kassa	447	26
Aval-Debitoren M. 18 610,—		
	4 088 476	13

Passiva.	M.	pf
Vorzugs-Aktien M. 2 300 000,—		
Stamm-Aktien M. 694 000,—	3 000 000	—
Hypothekenschulden	648 000	—
Kreditoren	12 477	55
Straßenregulierungs-Res.	125 437	65
Dispositio: sfonds	212 563	93
Zinsen-Ergänzungsfonds: Bestand am 31. Dezbr. 1913 M. 18 449,27		
Uebertrag vom Gewinn- u. Verlust-Konto	18 449,27	—
Effekten- u. Beteilig.-Reserve	90 000	—
Aval-Kreditoren M. 18 610,—		
	4 088 476	13

Berlin, den 31. Dezember 1914.

Teltower - Boden - Aktiengesellschaft.
Müller Schneider.Aktiengesellschaft für Montanindustrie.
Bilanz per 31. März 1915.

Aktiva.	M.	pf
Kassa und Sorten	62 987	60
Wechsel	129 448	—
Effekten-Bestände	1 575 480	74
Konsortial-Beteiligungen	681 704	34
Konto-Korrent-Debitoren		
a) gedeckte . M. 1 097 152,80		
b) ungedeckte . 51 901,28	1 151 056	47
ausserdem: Bürgschaft-Debitoren M. 100 000,—		
Grundstück Wilhelmstrasse 70 b . 700 000,—		
U. Hypotheken 500 000,—	200 000	—
Immobilien-Konto m. Zubehör	89 908	15
Mobilien-Konto	1	—
Verlust	266 460	57
	4 846 836	83

Passiva.	M.	pf
Aktien-Kapital-Konto	4 250 000	—
Obligationsen-Kto. M. 720 000,—		
zurückgek. 392 000,—	328 000	—
Obligationsen-Rückzahlg.-Kto.	43 800	—
Obligationsen-Zinsen-Konto	5 800	—
Obligationsen-Agto-Konto	6 500	—
Konto-Korrent-Kreditoren	212 616	83
ausserdem: Bürgschaftsverpflichtungen . M. 100 000,—		
	4 846 836	83

Männer und Völker

Eine neue Bücherreihe

Soeben erschienen:

Hans Delbrück

Das

Friedrich Delitzsch

Bismarcks Erbe englische Gesicht Die Welt des Islam

Eine ausführliche Ankündigung liegt diesem Heft beiliegend

Jeder Band 1 Mark.

Verlag Ullstein & Co., Berlin.

KRONEN BÜCHER

bringen nur
 ausgewählte Romane
 |
 anerkannte Autoren
 u. a. Werke von

Felix Hollaender
 Fedor v. Zobellitz
 Karl Rosner
 Olga Wohlbrück
 Max Kretzer
 Edouard Rod
 Horst Bodemer
 A. von Perfall
 Milte Kremnitz



Hans Land
 Ottomar Enking
 Karl Hans Strobl
 Hans von Kahlenberg
 Gaston Leroux
 Alfred Schirokauer
 Carl Graf Scapinelli
 Alex. Baron v. Roberts
 Gertrud Köbner

Berlin SW. 68

Kronen-Verlag
 G. m. b. H.

Auskünfte u. Prospekte
 über Reisen nach und in

Norwegen

und über Aufenthalt in den dortigen

Kurhotels und Badeorten

sowie über die norwegische Amerikalinie kostenlos durch

Amtliches Reisebüro für Norwegen

Berlin W. 8, Unter den Linden 83

Fahrkarten zu Originalpreisen.

Bestellungen auf die

Einbanddecke

zum 91. Bande der „Zukunft“

(Nr. 27—39, III. Quartal des XXIII. Jahrganges),
 elegant und dauerhaft in Halbfranz, mit vergoldeter Pressung etc. zum
 Preise von Mark 1.60 werden von jeder Buchhandlung od. direkt
 vom Verlag der Zukunft, Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 3a
 entgegengenommen.



Reiseführer



BADEN-BADEN

Wald- und Höhenluft im Sommer Kühle Nächte

Glänzende Heilerfolge der Thermalbäder bei Kriegsverletzungen, Nervenentzündungen, Rheumatismus und Gicht — Grossherzogl. Heilanstalten mit allen Kurmitteln — Bäder und Kurhaus im vollem Betrieb — Ermässigungen im Gebrauch der Bäder und Kurmittel an Kriegsverwundete und -kranke — Inhalatorium — Konzerte — Theater — Vorträge
 Prachtvolle Spaziergänge — Bergbahn auf den Merkur (Höhenluft- u. Terrain-Kuren)
 Militärpersonen und ihre Angehörigen sind kurtaxefrei

Auskunft u. Prospekte durch das städtische Verkehrsamt

Dresden - Hotel Bellevue

Weltbekanntes vornehmes Haus mit allen zeitgemässen Neuerungen

Dr. Möllers
 Sanatorium
 Dresden-Gorsdorf

Diätet. Kurort
 nach Schroth

Heilliche Lage
 Wirkl. Heilort
 Chron. Krankl.
 Prosop. u. Bronchit.

Abteilung I. Minibehandlung pro Tag 5 Mk.

Sanatorium Bühlau

bei Dresden.

Stets geöffnet. Prospekte frei.

Kurhaus Bad Nassau (Lahn)

Ruhiges Haus für Erholungsbedürftige, Nerven- und innerlich Kranke, Neuzeitlicher Komfort, moderne diagnostische und therapeutische Einrichtungen. Das Haus wird auch in der Kriegszeit vom leitenden Arzt in gewohnter Weise weitergeführt. **Kriegsteilnehmer erhalten Ermässigung.** Prospekte und Auskunft durch die Verwaltung.

Heintze & Blanckertz
 Fabrik
 Berlin
 NO

W 695
 Schreibfeder
 mit Zinknickelgips

Diabetylin
 neuest., ärztlich bevorzugtes Mittel geg.
Zuckerkrankheit
 i. Apothek. erhältlich. Prosp. kostenfr. d.
Diabetylin-Gesellschaft m. b. H.
 Berlin - Steglitz 3.

Alleinige Anzeigen-
 Annahme der Wochenschrift „Die Zukunft“ durch **Max Kirstein** Berlin SW. 68, Markgrafenstr. 59.
 Fernspr. Amt Zentrum Nr. 10 809, 10 810.
 Insertionspreis für die 1 spaltige Nonparelle-Zeile 1,20 Mk., auf Vorzugseiten 1,80 Mk.



**Denkt
an uns**

sender
**Galem-Aleikum
Galem-Gold**
Zigaretten

Willkommenste Liebesgabe! . . . Trustfrei!

Preis: $\frac{N^o}{3\frac{1}{2}}$ $\frac{4}{4}$ $\frac{5}{5}$ $\frac{6}{6}$ $\frac{8}{8}$ $\frac{10}{10}$ Pfg. d. Stkts

20 Stk. feldpostmässig verpackt portofrei!
50 Stk. feldpostmässig verpackt 10 Pf. Porto!



 **Orient. Tabak- u. Zigaretten-Fabr. Yenidze Dresden.**
Jnh. Hugo Ziefz, Hoflieferant f. S. M. d. Königs v. Sachsen

Rennen zu Hoppegarten

Sommer-Meeting

Zehnter Tag

Sonntag, den 11. Juli, nachmittags 3 Uhr

7 Rennen;

u. s.:

Ard Patrick-Rennen

Eisenbahn-Fahrpläne in den Tageszeitungen und an den Auschlagsbüren

Preise der Plätze:

Ein Logenplatz I. Reihe	Mk. 14,—	Ein Sattelplatz Damen	Mk. 4,—
do. II.	12,—	Sattelplatz Herren	4,—
Ein I. Platz Herren	10,—	do. Damen	3,—
do. Damen	6,—	Ein dritter Platz	1,50
Ein Sattelplatz Herren	8,—	Kinderkarten	1,—